

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1957

4 (1957)

4

Unsere HEIMAT



P6 A 833

3. JAHRGANG / 1957

Blätter aus der Krignitz



Zeichnung von Prof. O. Bertl, Bad Wilsnack

Naturschutz im Kreise Perleberg

Alle Kulturländer der Erde pflegen den Naturschutzgedanken und verwirklichen ihn durch Staatsgesetze. Unser jetziges Naturschutzgesetz wurde 1954 erlassen und trägt den amtlichen Namen: Gesetz zur Erhaltung und Pflege der heimatlichen Natur. Die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung erfordert zwangsläufig tiefe Eingriffe in den Haushalt der Natur. Es ist der Sinn des Gesetzes, „die Natur vor unberechtigten und nicht notwendigen Eingriffen zu schützen, die Schönheit der Pflanzen- und Tierwelt zu erhalten und zu pflegen und der Wissenschaft die Möglichkeit der Forschung zu geben.“ Dieser Zielsetzung dienen, in ganz großen Zügen gesehen, folgende Einrichtungen und Maßnahmen:

1. **Naturschutzgebiete** sind Landschaften, die sich durch besonders bemerkenswerte Geländeformen oder Pflanzen- oder Tiergemeinschaften auszeichnen. Ihr Zustand muß unverändert erhalten bleiben.
2. **Landschaftsschutzgebiete** sind Gebiete, die eine besondere geschichtliche Bedeutung haben oder besondere Eigenarten oder Schönheiten aufweisen, die sie als Erholungs- oder Wandergebiete wertvoll machen. Sie dürfen wirtschaftlich genutzt, aber in keiner Weise verunstaltet werden.
3. **Naturdenkmäler** sind Einzelgebilde der Natur, wie z. B. Findlingsblöcke, Quellen, seltene Pflanzen, Baumgruppen, die aus irgendeinem Grunde schützenswert sind. Sie dürfen nicht verändert, zerstört oder entfernt werden.
4. **Geschützte Tiere** sind unter Schutz gestellte wildlebende Tierarten. Es ist verboten, sie zu beunruhigen, zu fangen, zu quälen oder zu töten.
5. **Geschützte Pflanzen** sind bestimmte Arten von Wildpflanzen, die weder beschädigt noch von ihrem Standort entfernt werden dürfen.

1. Ein Naturschutzgebiet gibt es im Kreise Perleberg noch nicht. Doch sind die beiden südlichen Kuppen der Weinberge bei Perleberg seit langem als ein solches vorgesehen. Mit einer Entscheidung ist in absehbarer Zeit zu rechnen. Es handelt sich hier um ein schönes Beispiel für die eigenartige Pflanzengesellschaft der sogenannten Sonnigen Hügel, die durch seltenere

Steppenpflanzen ausgezeichnet ist. Darüber hinaus ist besonders bemerkenswert und einzigartig, daß sich an dieser Stelle das feuchte Seeklima mit dem trockenen Binnenklima begegnet, so daß sich Pflanzen aus westlichen und südlichen Lebensbereichen mit den Steppenpflanzen östlicher Herkunft in großer Mannigfaltigkeit zusammenfinden. Man kann die Zahl der hier auf kleinstem Raum wachsenden Blütenpflanzen auf 150 schätzen. Das ist fast ein Fünftel aller in unserem Kreise überhaupt vorkommenden Pflanzenarten. Leider sind einzelne Arten, die früher vorhanden waren, der Anlage von Kiesgruben schon zum Opfer gefallen.

2. Auch die Ausscheidung von Landschaftsschutzgebieten ist noch nicht erfolgt, doch in Kürze zu erwarten. Es sind zunächst zwei Gebiete vorgesehen: ein Teil der Perleberger Weinberge, deren Südzipfel das soeben besprochene Naturschutzgebiet ist, und ein Teil der Perleberger Stadtforst. Der Höhenzug Weinberge—Golm ist ein Os, eine eigentümliche eiszeitliche Bildung, deren Entstehung in einem früheren Aufsatz unserer Zeitschrift behandelt worden ist („Unsere Heimat“, Nr. 3/1955). Dieser Wallberg zählt zu den größten seiner Art in Norddeutschland und ist ein bedeutsames geologisches Naturdenkmal. Da in ihm hochwertiger Kies (Betonkies) abgebaut wird, ist es aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich, ihn in seiner Gesamtheit unter Schutz zu stellen. So hat man sich entschlossen, die Südwesthälfte von Perlhof bis zur Chaussee Perleberg—Groß-Buchholz als Landschaftsschutzgebiet zu sichern und die Nordosthälfte mit dem Golm der wirtschaftlichen Nutzung bei Vermeidung planlosen Abbaus zu überlassen. Dabei bleibt die große offene Heidekrautfläche am Westhang („Unsere Heimat“, 1955 5) unversehrt erhalten. Als zweites Landschaftsschutzgebiet ist in Aussicht genommen ein Teil der Perleberger Stadtforst zu beiden Seiten der Chaussee nach Wilsnack. Er umfaßt die städtische Vorderheide vom südlichen Stadtrand bis Bollbrück und einen Teil der südlich anschließenden Hinterheide, um die dort gelegenen Dünenhöhen (Krohnsberge) und Hochmoore mit ihrem eigentümlichen Pflanzenbestand („Unsere Heimat“, 1955/2) mitzuerfassen.

3. Naturdenkmäler sind seit längerer Zeit in größerer Zahl unter Schutz gestellt. Sie gehören sämtlich dem Pflanzenreiche an. Es handelt sich um Einzelbäume, Baumreihen, Hecken oder geschlossene Bestände von Bäumen oder Sträuchern. Sie sind in folgender Liste nach Ortschaften geordnet zusammengestellt. Von einer näheren Beschreibung oder genaueren Angabe ihres Standortes ist abgesehen worden.

Birkholz (Mankmuß): 1 mehrstämmige Buche

Bootz (Garlin): 1 Eiche

Groß-Buchholz: 4 Maulbeerbäume

Cumlosen: Osterluzei-Sträucher
 Dallmin: Baumbestand des ehemaligen Gutsparks
 Klein-Gottschow: 7 Roßkastanien
 Grube: 1 Eiche
 Gültitz: 1 Rüster
 Hinzdorf: Osterluzei-Sträucher
 Karthan (Wilsnack): Bestand von Eichen, Weißbuchen, Erlen, Roßkastanien, Blaufichten
 Karwe (Kribbe): 1 Buche, je 1 rotblühende Robinie und Roßkastanie, Eichen im Park
 Krampfer: 4 Eichen
 Kuhberg (Wittenberge): 1 Buchengruppe
 Kuhwinkel (Dergenthin): Baumbestand des ehemaligen Gutsparks
 Groß-Linde: 1 Rotbuche
 Klein-Linde: 1 Eiche
 Milow: 1 Linde
 Muggerkühl (Grenzheim): 1 Eiche
 Perleberg: 1 Eiche, 3 Eichen, 1 Eichenreihe (am Hagen)
 Perlhof (Perleberg): 1 Doppelwallhecke. Sie ist als Rest der Landwehr des Mittelalters zugleich als Baudenkmal geschützt
 Rambow: 1 Eiche
 Reckenzin: 1 Linde
 Retzin: Baumbestand des ehemaligen Gutsparks
 Söllenthin: 1 Linde
 Sükow-Ausbau: 8 Eichen
 Viesecke: 7 Buchen
 Bad Wilsnack: 4 Eichen, 1 Kiefer, 1 Nußbaum, 1 Blutbuche, Baumbestand des alten Schloßparks
 Zapel (Pröttlin): 2 Eichen

Diese Liste muß natürlich immer etwas Wandelbares sein. Manche Stücke sind höherer Gewalt zum Opfer gefallen und verschwunden. Neue treten dafür an ihre Stelle, erfreulicherweise in letzter Zeit auf Anregung der Besitzer oder Betreuer, die in unserer holzhungrigen Zeit nicht ohne Grund um deren Schicksal besorgt waren.

Eine der nächsten Aufgaben muß es sein, auch die wenigen noch vorhandenen Findlingsblöcke, die steinernen Zeugen der Eiszeit, wieder unter Schutz zu stellen. Ihre Liste ist verlorengegangen. Leider sind um die Jahrhundertwende gerade die schönsten und größten als Denksteine oder Wegemarken verschleppt und dadurch ihres Wertes als Naturdenkmal beraubt worden.

4. Zu den allgemein geschützten wildlebenden Tieren gehören zunächst fast alle heimischen Vogelarten. Ausgenommen sind die Nebel-, Saat- und Rabenkrähe, die Elster, der Eichelhäher, der Feld- und Haussperling sowie die sogenannten jagdbaren Vögel. Ferner sind von den in unserem Kreise vorkommenden Tierarten ganz oder mit bestimmten Einschränkungen folgende geschützt:

Säugetiere: Igel, Maulwurf, Fischotter, Fledermäuse

Kriechtiere: Eidechse, Blindschleiche, Schlangen

Lurche: Laubfrosch, Kröten, Unken, Molche

Kerbtiere: Rote Waldameise, einige Schmetterlings- und Käferarten.

Von den allgemein geschützten wildwachsenden Pflanzen kommen, zum Teil als besondere Seltenheiten, folgende Arten in unserem Kreise vor:

4 Bärlapp-Arten, Königsfarn, Rippenfarn, mehrere Arten von Knabenkräutern (Orchideen), 2 Kuhschellen-Arten, Sonnentau, 3 Wintergrün-Arten, Sumpfpooost, Fettkraut, Wohlverleih (Arnika),
von Bäumen: Wacholder und Stechpalme.

Verboten ist das Pflücken der kätzchentragenden Zweige aller Weidenarten. Schlüsselblumen, Leberblümchen und Maiglöckchen dürfen nur in kleinen Mengen gepflückt werden.

*

Die Naturschutzarbeit ist keine staatlich geförderte Naturschwärmerei, wie ihre Gegner meinen, sondern eine notwendige Kulturaufgabe. Es geht hier nicht nur um die Erhaltung und den Schutz von Naturschönheiten und gefährdeten seltenen Naturgebilden, sondern auch um ernste Belange von wirtschaftlicher Bedeutung. Wir müssen unserem Boden und seinem Pflanzen- und Tierleben immer mehr das Letzte abgewinnen, um selber leben zu können. Das kann auf die Dauer nicht durch kurzfristige, auf den Augenblick bedachte Vergewaltigung der Naturgegebenheiten geschehen, sondern durch überlegt genutzte Erkenntnis der unabänderlichen Naturgesetze. Mühevoll sucht die wissenschaftliche Forschung heute z. B. auf kostspieligen Umwegen nach geeigneten standortgemäßen Nutzholzarten. Wäre hier und da ein Waldstück im Naturzustand belassen worden, so käme sie schnell und geradenwegs zum Ziel. Die Natur läßt sich nicht spotten, sie gibt aus ihrer Fülle nur dem, der sie liebt und achtet.

Unsere Störche im Volksglauben, in Sitte und Sage

Es darf gewiß behauptet werden, daß unsere Störche das Bild der Prignitzheimat abrunden und ihm freundliche Lichter aufsetzen, wenn sie gravitatisch durch Luch und Koppel schreiten oder in gräziösem Flug ihren Horst ansteuern, und wenn in diesen Wochen ein gutes Wörtlein für die Bestrebungen des Naturschutzes gesprochen wird, dann soll in diesen Blättern auch ein Stück guten und notwendigen Naturschutzes in den Blickpunkt unserer Heimatfreunde gerückt werden: die Sorge um unsere Langbeiner, die immer mehr in ihrem Bestand zurückgehen, weil menschliche Unvernunft ihnen das Leben schwermacht. Wenn man es z. B. fertigbekommt, in einer Siedlung unseres Kyritzer Kreises eine Scheune abzureißen, obwohl auf dem Dach ein Storchennest mit brütender Störchin beseitigt werden muß, so schüttelt man den Kopf und denkt, daß vielleicht auch einige Wochen später dieser annehmbar notwendige Abriß hätte stattfinden können, und wenn man anderenorts vernimmt, daß Kinder mit Katapulten — ungestraft von den Erwachsenen! — ihre Schießkünste an den Störchen üben dürfen, dann wünschte man doch der Naturschutzgesetzgebung drastische Mittel, um sich Respekt zu verschaffen! Wenn auch Freund Adebars Nutzen nicht nach Scheffel und Tonnen registriert werden kann, wenn die kalten Rechenkünstler sogar einen Schaden errechnen wollen aus gelegentlich aufgegriffenen Junghäschen und Nestvögeln, die neben Mäusen und Schlangen von den Störchen verzehrt werden, so dürfte doch wohl im natürlichen Ausgleich der großen Mutter Natur auch für diese Kostgänger der Tisch „eingeplant“ sein, und wir überschlaunen Menschen sollten nicht Naturkunde mit dem Rechenstift in der Hand treiben. Eines steht jedenfalls fest: alle Besucher aus storchenlosen Gebieten beneiden uns um unsere klappernden Gefiederten, weil sie seit altersher irgendwie festen Bestandteil der deutschen Naturbetrachtung im Dichtermund und Malerauge darstellen und mit unserem Volksglauben, mit Sitte und Sage unserer Väter verbunden sind.

Und wenn nun zwischen St. Gertrudenstag und Mariä Verkündigung (17. bis 25. März) unsere Prignitz-Störche wieder eintreffen im vertrauten

Nistgebiet, dann wollen wir alle Hände über sie halten bis zur herbstlichen Abreise, —

„Wenn der Rogge riep is, wenn de Pogge piep (groß) is,
wenn de geelen Äppeln in de Tonne dröppeln,
wenn de Luft ist kühl un scheen, — will ick Odeboar wegteen!“

Ja, welchem Tiere wäre solche Ehre widerfahren, im Glauben unserer Vorväter zum Kinderbringer zu werden, der als Frau Holles heiliger Vogel die kleinen Menschlein aus dem stillen Weiher holt, in dem die Holde zu baden liebt und dabei die Kinderchen segnet? Der sich im Teich spiegelnde Himmel mag den inneren Zusammenhang schaffen zwischen dieser Mythe und ihrem christlichen Weiterdenken, — in jedem Falle holt Adebar die Kleinen aus der geheimnisvollen Welt des Übersinnlichen, und wenn wir auch zum Nutzen einer vernünftigen, sauberen „Aufklärung“ Freund Adebar inzwischen beurlauben mußten aus dieser jahrhundertealten Funktion, so zeigt doch dem besinnlichen Menschen solche Ehrung, wie hoch der Storch im Ansehen unserer Vorfahren gestanden hat. Er sieht und hört alles, was sich in dem von ihm bewohnten Anwesen ereignet und warnt wohl sogar seine Menschenfreunde vor Feuer und Unfrieden durch aufgeregtes Klappern oder indem er seine Kinder huckepack nimmt und an ungefährdete Stellen trägt, wie dies die Sagen anderer Völker behaupten! Er wird gleicherweise zum getreuen Eckart junger Eheleute wie zum Schützer ihrer Kinder, und wo er nistet, soll der Blitz nicht einschlagen.

Eigentümlich ist der Volksglaube, daß die alten Störche nach dem Herbstzuge im fremden Lande sich in Menschen verwandeln, und die Araber behaupten wohl noch heute, daß ihr Gott Allah einst einen sündigen Heiligen in einen Storch verwandelt habe, weil sein würdiges Wesen und seine Vorliebe für Kirchendächer offenbar solche Legenden entstehen ließen. Selbst um das Rad, das der Storch so gern als Nestgrundlage benützt, rankt sich der Volksglaube in der Weise, daß man in ihm das Abbild der Sonne sehen will, und wahrlich, so ein gegen die Sonnenstrahlen auf seinem Neste stehender Adebar gewährt doch unserem Auge ein wundervolles Bild, das seiner Würde und seinem Ansehen im Volke recht zugute kommt! Freund „Barthelt“, wie er im „Reincke Voß“ genannt wird, während ihn Georg Rollenhagen im „Froschmäusler“ den „Leisetritt“ tauft, lebt in Einehe und gilt als guter Familienvater, — zahllos sind die Dichtungen, in denen das tragische Geschick brütender Störche, die keinesfalls das brennende Dach verlassen wollen, geschildert wird; in anderen volkstümlichen Überlieferungen wird berichtet, daß die Störche ihre hilflosen Jungen aus dem Brand davontragen auf dem Rücken, und ganz liebenswürdig klingt die oft begegnende Erzählung, daß zur Zeit des Vogelzuges die Störche kleinere Vögel, die vom Flug ermüdet sind, auf ihren Rücken



Foto: Charlotte Walter, Perleberg

Störche auf einem niedersächsischen Bauernhaus in Mödlich

ein Stück Weges mitnehmen, wie es der ältere Darwin in seiner 1774 erschienenen „Zoonomia“ nach einer Mitteilung Gmelins festgehalten hat. Und wenn diese Beobachtung auch kaum zuverlässig zu belegen ist, so fügt sie doch dem anmutigen Bilde, das man sich vom Freund Langbein gemacht hat, neue bezeichnende Züge hinzu. Im ganzen wohl Grund genug, von unserer, der Heimat- und Naturfreunde Seite aus alles zu tun, um einem weiteren Rückgang der Nistpaare kräftig entgegenzuwirken und solche Heimatschönheit so lange zu erhalten, als die technisierende Gegenwart überhaupt noch Raum übrig läßt für Ursprünglichkeit und Naturlandschaft. Eine große Aufgabe kommt hier den Schulen aller Art zu, indem sie mit ihren Lehrkräften sich dafür einsetzen, daß auch unserer Jugend diese Fragen wichtig werden, und wenn wir schon nicht mehr vom Mythos her unseren jungen Freunden das Gewissen schärfen können gegen alle sinnlose Zerstörungswut, so müßte es doch möglich sein, im Sinne eines wirklich tiefgründigen Bewußtseins von den Werten der Heimat ihnen nahezukommen, um auch dieses Erbe einer naturverbundenen Vergangenheit lebendig zu halten!

Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge

Fortsetzung

Erkrankungen und Arbeitsschutz

21 891 Krankentage, das entsprach einem durchschnittlichen Krankenstand von 8 Prozent.

116 persönliche Unfälle brachten einen Arbeitsausfall von 2562 Arbeitstagen. Verstauchungen, Verbrennungen, Kopf-, Riß-, Schürf- und Platzwunden, Quetschungen usw. entstanden zu 80 Prozent durch Selbstverschulden und Nichtbeachtung der Unfallverhütungsvorschriften.

Zur Herabminderung der Unfälle und insbesondere zur Erkennung und Beseitigung der Unfallquellen wurde eine Arbeitsschutzkommission gebildet, die planmäßig den Arbeitsschutz verbesserte.

Der Betriebsarzt Kappe hat manche Wunde verbunden und vielen Kollegen vorbeugende Hilfe gegeben.

5100 Fälle wurden in der Sanitätsstube behandelt.

In 115 Fällen wurde die sofortige Aufsuchung des Arztes angeordnet, und 669 mal wurden Wunden verbunden.

Bei den damals herrschenden Hautausschlägen konnten in 150 Fällen durch Bestrahlungen gute Erfolge erzielt und Arbeitsausfälle vermieden werden.

Laienspielgruppe „Schwarze Gesellen“

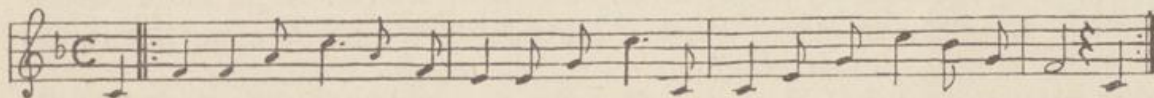
Aus einer kleinen Kulturgruppe war die Laienspielgruppe „Schwarze Gesellen“ geworden.

Im Jahre 1947 trat sie 26 mal auf und spielte u. a. auch in Schwerin und Güstrow, um bei den dortigen Eisenbahnern das Interesse für den Laienspielgedanken zu wecken.

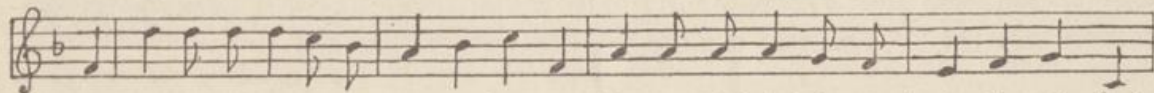
Bei Werbeveranstaltungen der Konsumgenossenschaft übernahm sie den unterhaltenden Teil, spielte auf Veranstaltungen der SED, des Demokratischen Frauenbundes, und beim gemütlichen Teil der Delegiertenkonferenz des FDGB erntete sie Beifall. Insbesondere sei erwähnt, daß bei allen „Bunten Abenden“, die das Bahnbetriebswerk veranstaltete, sie den Unterhaltungsteil übernahm und jeder Abend gelungen war.

Auch die am 22. Dezember 1947 stattgefundene Kinderbescherung war ein voller Erfolg, nicht nur weil es schon Kaffee, Kuchen und reizende Spielsachen gab, sondern weil das selbstverfaßte Weihnachtsmärchen „Der kranke Weihnachtsmann“, in dem viele Märchengestalten auftraten, die Kinder erfreute.

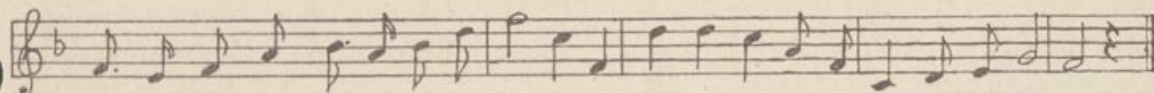
Schwarze Gesellen



Wir spie-len in Stadt, wir spie-len in Land, wir la-chen und trotzen der Welt. Und
wer-den wir atsch von den Al-ten ver-kaunt, wir bin doch was uns wir ge-fällt.



Wir wol-len ver-ges-sen die schwe-re Zeit, zu bes-sern und hel-fen sind wir be-rett Doch.



soll sich nie-mand uns ach-ge-gen stel-len, wir sind und blei-ben die „Schwar-ze Ge-sel-len“

2) Die Arbeit ist schwarz und schwarz unser Kleid,
die Hände voll Schweiß und voll Staub.
Die Arbeit ist hart, so hart wie die Zeit,
drum sei unser Name erlaubt.
Wir wollen vergessen ...

3) Doch kommt dann der Feierabend heran,
leb'n wir dem Gesang und dem Spiel.
Wir halten zusammen; die Jugend voran!
Das sei unsere Lösung und Ziel.
Wir wollen vergessen ...

Die Laienspielgruppe „Schwarze Gesellen“ bestand aus 17 Mitgliedern, und zwar aus 10 männlichen und 7 weiblichen. Und wer waren diese jungen Menschen?

Das waren Schlosser, Dreher, Lokomotivheizer, Schuppenfegerinnen usw. Das war die Jugend, das war der Nachwuchs des Betriebes.

Wöchentlich wurde jeden Donnerstag von 20 bis 22 Uhr in der Kantine des Bahnbetriebswerkes unter Leitung des Drehers Erich Wolf freudig und fleißig geübt. In Zusammenarbeit mit dem Volksbildungsamt und dem FDGB ging die Arbeit gut voran.

Auf dem Laienspielwettbewerb am 19. Juni 1947 in Brandenburg/Havel wurden die „Schwarzen Gesellen“ als beste Gruppe des Kreises bezeichnet. Die Anerkennung gab der gesamten Kulturarbeit der Gruppe neuen Auftrieb. Das Beachtliche an der Laienspielgruppe war, daß sie ihre Arbeit selbst gestaltete. Dekoration und Bühnenausgestaltung war Kollektivarbeit. Laienspiele, Märchen und aktuelle Rezitationen wurden selbst geschrieben. Auch Lieder wurden komponiert.

Weitere Entwicklung der gesellschaftlichen Arbeit

Die Betriebsgruppe der SED zählte jetzt schon 219 Genossen und 5 Genossinnen. Schulungsstunden wurden durchgeführt und in einigen gut besuchten Mitgliederversammlungen aktuelle Fragen behandelt.

Der Betriebsrat führte 24 Sitzungen und 12 Betriebsversammlungen durch. Die betrieblichen Gewerkschaftsgruppen, die in 12 Funktionärsbesprechungen wesentlich zur Verbesserung der Arbeitsorganisation beitrugen, befaßten sich im IV. Quartal besonders mit dem Befehl 234.

Befehl 234 vom 9. Oktober 1947

Was war das? Schon wieder ein Befehl? Mißtrauisch und skeptisch wurde damals manches Gespräch einzelner Eisenbahner hinter den Schuppenpfeilern geführt.

Befehl! Das klang manchen Ohren zu hart. Man hatte genug davon aus der befehlenden Hitlerzeit.

Befehl 234! Was besagte er? In diesem Befehl wurden die Werktätigen, die politischen Organisationen und die Gewerkschaften direkt angesprochen. Befehl! Gab es in einem militärisch besetzten Land einen anderen Verkehr mit den Besatzungsbehörden? Und was befahl man denn?

Man befahl das, was schon lange hätte getan werden müssen, wenn man aus der Not heraus wollte. Mehr produzieren, darum auch Produktionsbefehl. Die Arbeit mußte besser organisiert und besser gestaltet werden.

Eine Arbeitsordnung wurde eingeführt, der Arbeitsschutz verbessert, der Leistungslohn, gleicher Lohn für gleiche Arbeit, Urlaubsregelung, ärztliche Betreuung, Bezugscheine, Prämien, Zusatzessen, kurzum — für die Werktätigen besser zu sorgen als bisher, das war befohlen.

War dieser Befehl eine Hilfe? Ja! Der Befehl 234 war eine große Hilfe; denn kein Betriebsleiter durfte nach Bekanntgabe des Befehls noch auf Durchführungsbestimmungen warten, sondern mußte handeln.

Die Kontrollorgane der SMAD gaben hierbei viele gute Ratschläge und Hilfe. Nicht unerwähnt sollte in diesem Zusammenhang der Ingenieur-Leutnant Sawitzki mit seinen Mitarbeitern bleiben, die am Aufbau der Eisenbahn im Wittenberger Bezirk großen Anteil haben, indem sie manches bürokratisches Hemmnis schnell beseitigten und den Werktätigen den Weg für schnellere Erfolge aufzeigten und freimachten.

Befehl 234, der erst im Monat November wirksam wurde, zeitigte bald die ersten Erfolge. Als Anerkennung erhielt das Bahnbetriebswerk am 22. Dezember 1947 als erstes Bahnbetriebswerk im Bezirk der Reichsbahndirektion Schwerin 85 Gutscheine über Textilien, Schuhe und sonstige Industriewaren überreicht. Und warum? Weil das gestellte Soll, mit jeder Lok täglich 220 km zu fahren, überschritten, täglich 18 Güterzuglok bereitzustellen, auch übererfüllt wurde und an Werkzeugen und Geräten manches Stück produziert war.

Die erste Wandzeitung, „Die Wahrheit“, stellte sich am 1. Dezember 1947 vor. Seit dem 20. November 1947 wurden in Früh-, Spät- und Nachtschichten 5270 Essen in Form A und 6317 in Form B ausgegeben. An der Form A waren 172 und Form B 224 Eisenbahner beteiligt. Die Gewährung des Zusatzessens wurde allgemein anerkannt, und jetzt erkannte man auch langsam, welche Bedeutung der Befehl 234 hatte.

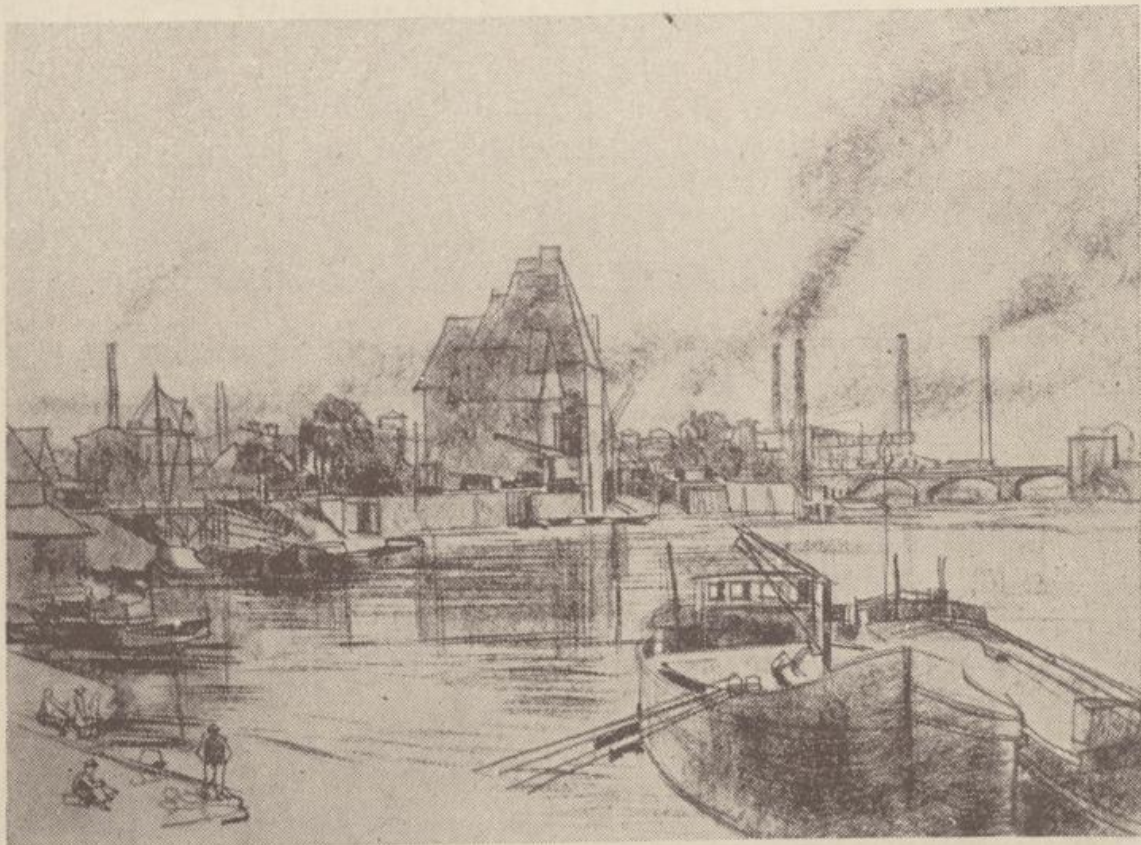
Vieles wurde im Jahre 1947 geschafft, vieles verbessert, aber vom Blickpunkt des gewissenhaften Eisenbahners war auch noch vieles fehlerhaft. Es fehlte noch „Die Achtung vor der Minute“, es fehlte bei vielen Eisenbahnern noch an Ehrgeiz.

Aber dennoch berechtigten die Leistungen im Jahre 1947 zu einem gewissen Stolz und gaben für die Zukunft zu berechtigten Hoffnungen Anlaß.

Im neuen Jahr Fehler zu vermeiden, den Ehrgeiz zu steigern und die Arbeitsmethoden zu verbessern, das war die Devise der Eisenbahner am Jahresschluß.

Auf einem im Betrieb aufgehängten Transparent konnte man lesen:

„Mehr produzieren — richtig verteilen — besser leben!“



Hafen von Wittenberge

Kreidezeichnung von Prof. Otto Bertl

Wie die Guhlsdorfer ein geschichtliches Geheimnis zu lösen glaubten

Man schrieb den 30. Dezember 1701. Ein Wintertag wird es gewesen sein, wie er damals bei stabileren Klimaverhältnissen zur Regel gehört haben mag. Schnee deckte Felder und Wiesen, und der Eierberg, ein langgezogener Hügelrücken zwischen Klein-Gottschow und Guhlsdorf, sah mit seinem beschneiten Hang und den überzuckerten Kusseln, Birken und Ginsterbüschen wohl im Winterkleid ebenso reizvoll aus, wie er uns noch heute besonders im Sommer und Herbst eine Augenweide bietet. Doch die Schar Menschen, die an diesem Tage auf dem alten Fahrweg von Klein-Gottschow in Richtung Guhlsdorf durch den Schnee stapfte, hatte keinen Blick für landschaftliche Schönheit. Ein grausiger Auftrag hatte die Männer der Justiz- und Strafvollzugsbehörde — Richter, Büttel und Scharfrichter — auf diesen Weg gebracht. Und Neugierde hatte sicher so manchen Bürger Klein-Gottschows bewogen, dem Zug zu folgen. Wurde doch von den Bütteln ein Mann geführt, der ihr stilles Dörfchen durch eine schreckliche Untat in entsetzte Aufregung gebracht hatte und nun seinen letzten Weg schritt. Der Bauer und Gotteshausmann Michael Schreib hatte im Herbst des Jahres 1700 seinen Nachbarn Dietrich Brunst mit einem Brotmesser erstochen. Über die Beweggründe zu der Tat gibt die Chronik keine Auskunft.

Das Gericht hatte das Todesurteil gesprochen, und heute sollte die Tat gesühnt werden. Wenige hundert Meter von Guhlsdorf entfernt wandte sich der Zug vom Wege ab und erklimmte die Höhe des Eierberges. Hier erreichte man schnell die Gemarkungsgrenze zwischen beiden Dörfern, die dem Kamm des Hügelrückens folgt. Denn dem Delinquenten sollte auch die letzte Ruhe in der Erde des Heimatdorfes versagt sein. Schnell waltete hier der Scharfrichter seines Amtes, und wenige Meter jenseits der Grenze wurde dem Enthaupteten das Grab geschaufelt. Der Gerechtigkeit war Genüge getan. Und als der Schnee schmolz, breiteten sich bald wieder Moos und Heidekraut über der kahlen Stelle.

Warum erinnern wir uns jenes Geschehens, das doch nur für die Zeit der damaligen Generation von lokalem Interesse war? Der Beginn des 18. Jahrhunderts war doch wohl nicht mehr dazu angetan, den vielen Spuk- und Geistergeschichten unserer Heimat eine neue hinzuzufügen! Nein, so war das nicht. Der Michael Schreib geisterte nicht über den Eierberg, seinen Kopf unter dem Arm, um unten am Wege abergläubische Menschen — in

Einzelexemplaren soll es noch heute solche geben — in Angst und Schrecken zu versetzen. Und doch tauchte er noch einmal auf und versetzte diesmal die Einwohner von Guhlsdorf in nicht geringe Aufregung:

Die langgestreckte Seitenmoräne der Eiszeit, unser heutiger Eierberg, bietet einen sehr reinen und grobkörnigen Kies, der für Betonarbeiten besonders geschätzt wird. Und so hatte man sich bei der Bergung vom Südhang her im Laufe der Jahrzehnte mit einer Schlucht allmählich dem Kamm des Hügels und damit der Gemarkungsgrenze genähert. An einem Sommertag des Jahres 1937 geschah es dann, daß beim Graben die nachrutschenden Erdmassen nicht nur Baumstubben, Moospolster und Heidekrautbüschel mit sich rissen, sondern daß dem entsetzten Bauern ein vollständiges menschliches Skelett vor die Füße rollte.

Natürlich war zu dieser Zeit das Geschehen um Michael Schreib aus Klein-Gottschow schon seit vielen Generationen in Vergessenheit geraten. Kein Mensch wußte mehr etwas von der einstigen Hinrichtung da oben. Wie kam es also zu dieser merkwürdigen Grabstätte? War hier ein Mord geschehen, handelte es sich um einen Gefallenen etwa aus der Zeit der französischen Besetzung durch Napoleon? So rätselte man im Dorf von Mund zu Mund. Die Polizei besichtigte die Skeletteile, die in einem Pappkarton im Spritzenhaus aufbewahrt wurden und stellte fest, daß sie der Fall wegen des hohen Alters der Knochen nicht interessiere. Das konnte natürlich die Guhlsdorfer nicht befriedigen, und sie rätselten weiter und fanden die Lösung.

Leider kann ich mich nicht mehr erinnern, wer die geniale Idee zuerst verkündete und damit den Schlußpunkt setzen wollte unter ein Stücklein Weltgeschichte, das seit fast 130 Jahren noch seiner Aufklärung harrete: Hier war der englische Sondergesandte am Wiener Hof, der Lord Bathurst, der 1809 in Perleberg auf geheimnisvolle Weise verschwunden war, umgebracht und verscharrt worden! Nehmen wir es den Guhlsdorfern, die so ganz an der Grenze des Kreises Perleberg ihr bescheidenes Leben führen, nicht übel, daß sie den Quitzowern, in deren Nähe schon 1910 sich höchstwahrscheinlich das Rätsel um den englischen Lord durch einen Skelettfund aufgelöst hatte, den Rangstreitig machen wollten! Immerhin zeigten sie, wenn auch mit diesem Trugschluß, daß sie geschichtliches Interesse besaßen. Und so war man nicht so sehr enttäuscht, als nach geraumer Zeit die folgende Eintragung im Kirchenbuch von Klein-Gottschow entdeckt wurde und damit die Aufklärung des rätselhaften Guhlsdorfer Skelettfundes brachte:

Anno 1701

„Michael Schreib, Bauers und Gotteshaus Mann, al die weil er seinen Nachbarn Dieterich Brunstens mit einem Brodt Messer entleibet, ist er aus geführet, und nach urtheil und recht, öffentl:Vor Guhlst. enthauptet. d. 30. Xbr.“

Die Zeit der Tat kann man aus einer Eintragung im Rechnungsbuch ungefähr festlegen:

Anno 1700

„Dom XXII o. Trin: Bey Beerdig D: Brunsten 12 gr 6 pfg“

(d. h. 22. Sonntag nach Trinitatis).

Auch über die heute unbekanntete Betitelung „Gotteshausmann“ gibt das Rechnungsbuch 1690 Auskunft:

„Noch ist damahls bey der Kirchen Rechnung beliebt worden, daß die Gootes Haus Leute vor ihre mühe, als dem leuten, Betglocke-schlagen, Kirchenschließen, aufwarten beim Altar, und was vor dienste von Gottes Haus leuten mehr zu tun gebräuchlich, haben sollen alles Obst, so auf den Kirchhoff gefällig, aus benommen die Jagelsche Birn, welche dem Prediger verbleiben, dargegen wird ihnen keine mahl Zeit auf den stillen Freytag noch anderes Einkommen gegeben, außer so oft sie den Wein zum Nachtmahl holen Botenlohn als 2 gr.“

ERNST STADKUS

De Appelbom

Een lüttet Hus, een lütten Gorn mit Tüffeln, Krut un Blom.
Daröver reekt, wie'n Schirm, sien Täck een ollen Appelbom.
Sien Stamm was dick, was krumm un holl. De Meisen un de Stör
un d Spällings wohnten in den Bom. Mie kam daet lustig vör.

Ick klättert hoch up siene Täck un set ganz still in'd Low.
Ick kek un hört de Vögel to — un fläut denn ok mien Strow.
Mien Mudder röp: „Wo bist du, Jung?“, un het mie manchmoel söcht.
Dewiel hev ick im Appelbom mien schönsten Stunn verbröcht.

In Fröhjohr blöht he wie'n Bukett un gew de Imm' ehr Brot.
To Herwsttied proht de olle Bom vull Äppel, gel un rot.
Mien Vater set't de Ledder an, un ick steg rupp un plückt.
De Appelbom het Johr vör Johr mien Kinnerherz beglückt.

De Appelbom steiht längst nich mehr. — Mien Öllern sind lang dot.
Jetzt blöht een jungen Bom in Gorn. — Mien Kinner sind schon grot.
Mien Enkelsöhn de röppt mie to — un weckt mie ut mien Drom. —
„Großvadder“ — röppt he — „Sök mie moel!“

He sitt — — — in'n Appelbom. —

*Vom Zimmermann und Baumeister
in der Cumloser Vogelwelt*

Es ist heute nicht meine Aufgabe, Vogelnester zu beschreiben, die im eigentlichen Sinne gar keine Nester sind, sondern nur ausgescharrte Mulden, oft sogar nicht einmal das. Nein, ich denke daran, einmal einige Bauten unserer Vögel aufzuzeichnen, die nachzuahmen kein Mensch imstande ist. Wir finden da kunstvolle Bauten in vollendeter Schönheit und Zweckmäßigkeit. Es handelt sich um Nester unserer Cumloser Feldmark, wovon wir einige in unserer Heimatstube sehen können.

Wenn wir das einfache Nest unserer Ringeltaube betrachten und versuchen, es nachzuahmen, — wir können es nicht! Der Vogel mit seinem einfachen Schnabel fertigt es mit einer Sicherheit und Schnelligkeit, die uns immer wieder mit Bewunderung erfüllt. Und dann erst das Material! Wir haben da Vögel, die ihre Nester aus pflanzlichen und tierischen Bestandteilen bereiten, und andere, die ihr Häuschen aus den festen Teilchen der Erde herstellen. Allerdings gibt es Vögel, die beides vereinen, und zwar die Singdrossel. Wir unterscheiden die Weber, Korbflechter, Schneider, Maurer und Filzmacher.

Unser prächtiger Sangeskünstler, der Buchfink, in diesem Falle „Frau Buchfink“, verwendet das schmiegsame Material und zieht kunstvoll Haare mit hinein. Sein allerliebstes Nest befand sich Jahr für Jahr in unserem Garten in der Astgabel eines kleinen Birnbaumes. Leider wurde es oft von der Katze zerstört. Wer sich einmal dieses kunstvolle Gebilde eingehend anschaut, staunt über das Geschick dieses kleinen Vogels, denn der kunstvoll geflochtene Nestnapf aus Pferdehaaren, winzigen Wurzeln, Moos wird oft mit Flechten dem Ast angepaßt. Die Goldammern, die Grünfinken, die Rotkehlchen, die Bluthänflinge bauen ihre Nester auch aus Fasern, Halmen, Haaren und polstern es mit Wolle aus, aber doch einfacher, nicht so kunstvoll wie der Buchfink. Als Korbflechter möchte ich die Schwarzdrosseln, die Drosselrohrsänger, die Gartengrasmücken betrachten. Diese bauen ihre Kinderstube aus dünnen, trockenen Halmen und Blättern. Als Filzmacher, die faserige Stoffe zu einer gleichmäßigen Wandung verfilzen, zählen der Pirol und der Stieglitz.

Den Pirol, der uns auch als Pfingstvogel bekannt ist, weil er gegen Mitte Mai, also um Pfingsten, bei uns eintritt, möchte ich als Baukünstler beson-



Foto: Willi Westermann, Cumlosen

Nestersammlung in der Heimatstube Cumlosen

ders hervorheben. Ich fand sein kunstvolles Nest meistens in der Gabel eines Zweiges der Laubbäume. Vor einigen Jahren bekam ich es einmal in der Zweiggabel einer Kiefer bei uns auf dem „Dewstiech“ zu Gesicht. Lange Gräser und Baststreifen wurden für den Bau verwandt.

Als eines unserer frühesten Nestbauer konnte ich bisher immer das Schwanzmeisenpaar beobachten. Im vorigen Jahr war es die streifenköpfige Schwanzmeise, die am 30. März am Holzwiesenweg emsig mit dem Bau beschäftigt war. Vor Jahren einmal begann ein weißköpfiges Paar bei uns im „Poggenbusch“ schon Anfang März mit dem kunstvollen Bau, jedoch waren die Witterungsverhältnisse günstiger. Während bei den Buchfinken nur das Weibchen das Nest anfertigt, bauen bei der Schwanzmeise Männchen und Weibchen gemeinsam. Das vorerwähnte Nest der streifenköpfigen Schwanzmeise wurde einige Wochen darauf, anscheinend von einem Eichelhäher, ausgeplündert. Ich konnte ein Teil des Nestes zerpfücken und war erstaunt über die Reichhaltigkeit des Materials und den Aufwand des Fleißes für die Errichtung dieses kunstvollen Baues. Es war ein allseitig geschlossenes Nest mit einem seitlichen Eingang. Was fand ich da nicht alles?



Foto: Willi Westermann, Cumlosen

Das Nest der Schwanzmeise

Spinnewebe der Spinnen und Spinner, Flechten, Moose, Gräser, Haare, kleine Tierhaarbüschel, Rindenbast. Und wie fest war alles verwebt, — eine dichte kunstvolle Kugel, die mit Flechten und weißer Birkenrinde dem Stamm geschickt angepaßt war. Die einzigartige Auspolsterung des molligen Nestes nahm wohl die längste Zeit in Anspruch, denn es waren Hunderte von Federn dazu verwandt worden. In erster Linie Federn unserer Stockente.

Die Singdrossel, die Rauch- und Mehlschwalben sind Maurer, die aus feuchter, zusammengekneteter Erde das Nest herstellen. Die Singdrossel schmiert den inneren Teil des Nestes damit aus, während die Schwalben den äußeren Teil daraus verfertigen.

Ich fand das Nest der Singdrossel am Kanal in der Nähe der Schleuse in einer Kieferschonung, als der Sänger auf der Spitze einer Kiefer bei scheidender Sonne das Abendlied flötete. In dem festen, kunstvollen Nest aus Reisig und Grashalmen, im Innern mit Lehm, Holzmulm und Speichel ausgeschmiert, befanden sich, in hübscher blauer Farbe mit einigen schwarzen Punkten darauf, einige der schönsten Eier unserer Vogelwelt.

Als unsere Zimmerleute müssen wir unsere Spechte und einige Meisenarten ansehen, die ihre Bruthöhlen in Bäume meißeln.

Ich bin der Ansicht, daß der Naturfreund, der das Augenmerk auf den verschiedenartigen Nestbau eines jeden Vogels richtet, in Zukunft die Bauten unserer Vögel von ganz anderen Gesichtspunkten aus betrachtet.

WILL ANDERS, KYRITZ

Die Franzosen in Kyritz

Schulze-Kersten zum Gedächtnis

Am 8. April jährt sich zum 150. Male der Todestag zweier Kyritzer, des Kämmerers Karl Friedrich Schulze und des Kaufmanns Karl Friedrich Kersten, die von einem Sondergericht der napoleonischen Armee zum Tode verurteilt und von nassau-usingischen Truppen, also von Deutschen, erschossen wurden.

Am 14. Oktober 1806 hatten Napoleon und Davout die preußischen Armeen bei Jena und Auerstädt vernichtend geschlagen. In wenigen Tagen zerbrach der preußische Feudalstaat, die für unbesiegbar gehaltene Armee Friedrichs II. hatte sich als ein veraltetes Kriegsinstrument erwiesen, das den modernen Heeren der Revolution unter Führung des größten Feldherrngenies hoffnungslos unterlegen war. Die preußischen Truppen flohen in voller Auflösung, die Festungen ergaben sich fast kampflös weit schwächeren Angreifern, König Friedrich Wilhelm III. floh mit seiner Familie nach Memel, und die Bevölkerung Preußens war schutzlos der Willkür der französischen Besatzung preisgegeben.

Kyritz bekam den verlorenen Krieg zu spüren, als im Herbst 1806 französische Truppen in Stärke von 11 Generalen, 687 Offizieren und 10 288 Mann mit mehr als 4000 Pferden in der Stadt Quartier nahmen und 31 161 Taler

Kosten verursachten. Vor dem Kriege war Kyritz Garnisonstadt, es beherbergte die Leib-Eskadron des 2. Kürassierregiments, die sogenannten „Gelben Reiter“. Einige dieser Soldaten entzogen sich der Gefangenschaft und fanden sich wieder bei ihren Familien ein, und der Kommandeur des Regiments, General von Beeren, hatte sein Ehrenwort gegeben, sich nicht mehr in die Kriegshandlungen einzumischen und ging in Kyritz spazieren. Im März 1807 befanden sich keine napoleonischen Truppen in Kyritz, die Stadt unterstand der Aufsicht des Kommandanten Lefèbre, der in Perleberg stationiert war, die Ordnung wurde von 5 Bürgern — Kaufleuten und Handwerkersmeistern — aufrecht erhalten, die von der Militärverwaltung als berittene Gendarme eingesetzt und mit Pistole und Säbel bewaffnet waren. Der Magistrat bestand aus drei ehrenamtlichen Bürgermeistern. 1. Bürgermeister war der Direktor des Gerichtes, Schrader, 2. ein Friedrich Wilhelm Krüger und 3. der 83jährige Apotheker Steininger, der aber wegen seines Alters nicht mehr amtierte. Ferner gehörte der Stadtkämmerer Karl Friedrich Schulze zum Magistrat. Der 36jährige Schulze war ein Sohn des früheren Bürgermeisters und wohnte mit seiner Mutter vor dem Holzhausener Tore.

Schon damals machte der eben zum Rittmeister beförderte Schill von sich reden. Es hieß, er säße in Mecklenburg und sammle Truppen, um einen Partisanenkrieg gegen Napoleon zu führen, und plötzlich verbreitete sich in Kyritz das Gerücht, Schillsche Truppen, oder, wie die Kyritzer sagten, „Schillianer“ seien im Anmarsch. Das war dem Magistrat sehr unangenehm. Er sah die Gefahr für die Stadt, zwischen zwei Gewalten, die französische Militärverwaltung und ein preußisches Freikorps zu geraten, und wußte, daß die „Schillianer“ natürlich die Sympathie der Bevölkerung haben würden. Er ließ deshalb die Tore der Stadt schließen und mit unbewaffneten Bürgern besetzen.

Am Abend des 31. März kamen von Teetz her auf einigen Leiterwagen auch tatsächlich etwa 30 preußische Soldaten vor dem Wusterhausener Tore an und begehrten Einlaß, der ihnen, entgegen dem ausdrücklichen Befehl des Magistrats, auch schnell gewährt wurde.

Die Kyritzer begrüßten die Landsleute mit Begeisterung, die für die Stadt Verantwortlichen sahen jedoch bald, daß es versprengte, völlig abgerissene Soldaten verschiedener Regimenter waren, die man als Befreier begrüßte. Einige hatten statt eines Koppels einen Strick um den Leib, und der Führer des Haufens, ein Wachtmeister Johann Fischer vom Regiment Blücher, trug einen französischen Offiziersdegen. Dieser Wachtmeister Fischer stammte aus Havelberg und hatte wahrscheinlich Freunde oder Verwandte in Kyritz. Vielleicht hatten ihn zwei der ehemaligen „Gelben Reiter“, Fischer und Treu, die sich in der Stadt versteckt hielten, nach Kyritz geholt. Der Zweck seines Kommens wurde bald offensichtlich. Das Regiment von Beeren, eben die „Gelben Reiter“, hatte bei einem Schnei-

dermeister Metke Uniformen herstellen lassen. Metke hatte, entgegen dem Befehl der französischen Kommandantur, die bei ihm lagernden Uniformstücke verheimlicht und nicht nach Perleberg abgeliefert, und diese wollte der Wachtmeister Fischer beschlagnahmen. Er ging in die Wohnung des Bürgermeisters Schrader, legte einen schriftlichen Befehl des „Oberstleutnants“ Schill vom 16. Februar 1807 vor, dessen Siegel bis zur Unkenntlichkeit beschädigt war. Wie schon erwähnt, war Schill erst im Februar 1807 Rittmeister geworden und wurde im Herbst 1807 Major. Schon dieser Fehler dürfte beweisen, daß der Befehl gefälscht war, auch hat Schill später bekundet, daß er weder den Befehl gegeben, noch das Beschlagnahme erhalten habe.

In Schraders Wohnung kam es zu einer erregten Szene. Fischer drohte dem Bürgermeister, der sich gegen die Maßnahmen des rücksichtslosen Soldaten wehrte, der König werde mit einem Bataillon von Schinderknechten kommen und jedem den Kopf vor die Füße legen lassen, der eine unpreußische Gesinnung gezeigt hätte. Die Frau Schraders lag im Nebenzimmer im Wochenbett und mußte diese Auseinandersetzung mit anhören.

Währenddessen hatten Fischers Soldaten in der Stadt noch etwas anderes erfahren, was schließlich zu der Tragödie zweier völlig unschuldiger Männer führte.

In Kyritz hielt sich zu gleicher Zeit der Angestellte einer elsässischen Firma auf, der, wie er zunächst zugab, für die französische Armee Stroh und Vieh kaufen wollte. Dieser Kommissionär namens Hirsch wohnte bei dem Kaufmann Kersten in der Nähe des Wusterhausener Tores.

Er hatte 1500 Taler bei sich, mit denen er die gekauften Futtermittel bezahlen wollte. Man riet ihm, mit seinem Gelde aus Kyritz zu verschwinden, solange preußische Soldaten in der Stadt seien. Er lehnte das ab, sagte, es mache ihm nichts aus, wenn man ihm das Geld wegnähme, sein „Comptoi“ habe genug davon. Schließlich versteckte er aber einen Teil des Geldes in einem Stuhl im Wohnzimmer Kerstens, den Rest in einem Fäßchen, das im Zimmer eines Bedienten der Familie Kersten, eines alten herrschaftlichen Dieners, namens Belitz, stand. Es ist nie herausgekommen, wer dieses Versteck verraten hat, vielleicht war es der alte Belitz, der damit eine patriotische Tat zu vollbringen glaubte. Als sowohl Hirsch wie auch Kersten das Haus gerade verlassen hatten, erschien Fischer mit einigen seiner Soldaten und wußte so gut Bescheid, daß er das versteckte Geld sofort fand. Die junge Frau Christiane Kersten, geborene Meier, setzte sich auf den Stuhl, in dem das Geld versteckt war und wurde gewaltsam beiseite gezogen und ebenfalls unpreußischer Gesinnung bezichtigt.

Kurz vor Mitternacht kamen dann alle Beteiligten auf dem Rathause zusammen, und Fischer ließ, da er die Hand in der Binde trug, von seinen Soldaten die Beschlagnahme der Waffen der Gendarme sowie der Uniformstücke und des Geldes quittieren. Hirsch weinte jetzt und schrie, das Geld

sei sein persönlicher Besitz gewesen, er habe für die Stadt Berlin gekauft und sei nun völlig ruiniert.

Auf die Bitten des Magistrats verstand sich Fischer schließlich dazu, bereits getätigte Käufe mit 410 Talern von dem Geld zu begleichen und „schenkte“, wie es in dem Protokoll heißt, dem Hirsch 90 Taler für die Heimfahrt. Mit den restlichen 1000 Talern sowie mit den Monturen und Waffen verschwanden die „Schillianer“ in Richtung Mecklenburg.

Bürgermeister Schrader schickte sofort einen seiner Gendarme zu dem Kommandanten Lefèbre mit einem wahrheitsgetreuen Bericht und hoffte nachgewiesen zu haben, daß der Magistrat alles in seiner Macht stehende zur Verhinderung des Geschehenen getan habe. Lefèbre beorderte die Perleberger und die Kyritzer Gendarme nach Wittstock und setzte mit diesen und einem Kommando nassau-usingerscher Dragoner den „Schillianern“ bis an die Müritz nach. Als diese in Kähnen über die Müritz entwichen waren, gab er die Verfolgung auf und schickte seine Leute nach Hause.

Hirsch fuhr schimpfend zurück nach Berlin, und die Kyritzer hatten für die nächsten Tage einen ergiebigen Gesprächsstoff, ahnte doch niemand, welche Wendung die aufregende Geschichte bald nehmen würde.

Fortsetzung folgt



Zeichnung: H. Seiler

Perleberg an der Buhne

Ein ganzes Dorf zog um!

Es ist in der Geschichte unserer Prignitz nicht selten vorgekommen, daß Dörfer, deren Gebäude ein Raub der Flammen waren, an einer anderen Stelle der Feldmark wieder aufgebaut wurden.

Feuersbrünste waren in früheren Zeiten ja viel mehr an der Tagesordnung als heute. Das offene Herdfeuer, die Stallaterne und der offene Kam.n waren eben größere Gefahrenquellen als unsere heutigen Herde und Öfen und unser elektrisches Licht. Auch konnte sich das Feuer in den Strohdächern leichter ausbreiten als bei einem Ziegeldach. Und die Löscheräte waren oft nur der Ledereimer, der durch der „Hände lange Kette“ ging und später kleine Handdruckspritzen. So ist es nicht verwunderlich, daß der Mensch „hoffnungslos der Gottesstärke wich“ und das ganze Dorf abbrannte.

Die Verlegung des Dorfes hängt sicher nicht mit der Sorge um die Enttrümmerung zusammen, denn das Lehmfachwerk und das Strohdach hinterließen nicht viel Trümmer, sondern in der Prignitz in vielen Fällen sicher damit, daß man einen Platz suchte, der weniger vom Hochwasser der Elbe und ihrer Nebenflüsse bedroht war. In anderen Fällen mag auch das häufige Einschlagen von Blitzen zur Verlegung des Ortes geführt haben oder ungünstige Brunnenverhältnisse.

Wohl der letzte Ort der Prignitz, der auf diese Weise umzog, ist das Dorf Groß-Breese, das 5 km von Wittenberge am Rande des Karthane-Überschwemmungsgebietes liegt.

Die Geschichte dieses Umzuges will ich erzählen.

Es war im Jahre 1840. Seitlich der alten Poststraße von Havelberg nach Lenzen lag das Dorf Groß-Breese. Ein Rundling, wie die Dörfer Kuhblank und Klein-Lüben es heute noch sind. Um den kleinen Dorfplatz lagen dicht gedrängt 21 Bauernhöfe, 4 Kossätenhöfe, der Gutshof und der Pfarrhof. An der Schmalseite des Grundstückes stand mit dem Giebel zur Straße das Wohnhaus, quer über das Grundstück die Scheune. Sie reichte von einer Grenze bis zur anderen. Der Großvater des jetzigen Altsitzers Alwin Breesch konnte sich noch an die Jugendspiele in diesen Scheunen erinnern. Die Gibel standen so dicht zusammen, daß die Dächer sich fast berührten. Die Giebelwände bestanden deshalb auch nur aus Weidengeflecht, und die Dorfjungen fanden noch überall ein Loch, um von einer Scheune in die andere zu schlüpfen. Bei Regenwetter wurde man nicht einmal naß dabei. Mitten auf dem Dorfanger stand auf dem Friedhof die kleine Fachwerk-kirche.

Den ganzen Winter über hatten in den Häusern die Spinnräder geschnurrt und die Webstühle geklappert.

Große Leinenballen und Warbrollen waren für die Aussteuer fertig. Der Frühling war ins Land gekommen, und nun ging man daran, dem Leinen in einer Lauge von Buchenasche die Härte zu nehmen und ihm auf der Bleiche die schneeige Weiße zu geben. Da lohten überall auf den Herden die Feuer, und durch Unachtsamkeit brach am Morgen des 4. April auf dem Nickelschen Hof, heutige Besitzerin Fr. Stresow, geb. Nickel, Feuer aus. Die Sturmglöcke gellte. Zwei Meilen im Umkreis blieb keine Feuerwehr zu Hause. Alle Hände packten zu. Doch der frische Westwind hatte leichtes Spiel, die Funken weiter zu treiben. Als der rote Hahn auf der Ostseite des Runds angekommen war, glaubte man die andere Hälfte des Dorfes gerettet. Doch da sprang der Wind um. Als die Nacht herniedersank, rauchten nur noch die Trümmer. Nur die Kirche war stehengeblieben. Menschen und Tiere waren nicht verbrannt, aber ein großer Teil des Hausrates. Ein ganzes Dorf war obdachlos. In Klein-Breese, Weisen und Kuhblank wurden die Bauern einquartiert.

Nun sollte es an den Wiederaufbau gehen. Doch die enge Bebauung der alten Dorfstelle gab zu denken. Die Möglichkeit der Ausdehnung gab es nicht, da die Erhebung, auf der das Dorf gestanden hatte, zu klein war und das Land ringsum vom Hochwasser überflutet wurde. Bekanntlich wurde ja der heute die Felder schützende Bahndamm erst 1848 gebaut.

Da griff der damalige Landrat von Saldern ein. Er ordnete an, das Dorf sei 500 m nach Norden zu verlegen. Dort bot eine niedrige Dünenkette, die sogenannten Wulfsberge, Gelegenheit für eine großzügige Dorflage. Wir wissen nicht, wie viele Groß-Breesser sich gegen diese Anordnung gesträubt haben, aber daß es nicht ohne Kampf abging, steht fest. Schließlich siegte aber doch die Vernunft. Gebrannte Kinder scheuen ja das Feuer und sicher auch die landrätliche Gewalt.

Nach dem Plane des Landrates wurde nun eine 1000 m lange und 45 m breite Dorfstraße angelegt. Die Hofstellen der Kossäten wurden genau so groß wie die der Bauern, ebenso der Pfarrhof. Das Gut wurde nicht wieder aufgebaut. 13 Höfe lagen nun auf jeder Seite der Straße. Die Bauplätze für die Schule und Kirche blieben zunächst noch frei. 60 m ist jedes Grundstück breit und 70 m tief. 20 m liegen die Gebäude der Nachbarn auseinander.

Als die Baustellen abgesteckt und numeriert waren, erschien wieder der Landrat. 25 Lose hatte er mitgebracht. Der Pfarrhof wurde neben der Kirche aufgebaut, aber alle Bauern und Kossäten mußten um ihre Hofstelle losen. Da konnte sich niemand den besten Platz aussuchen. Es ist nicht mehr festzustellen, wonach der Andrang größer war, nach der Nähe des Schulzenhofes, des Pfarrhofes oder des Erbkruges. Auch konnten durch die so erfolgte Neuverteilung der Nachbarn endlich die leidigen nach-

barlichen Hühnerfehden begraben werden. Aus dem Zylinder des Landrates zog jeder sein Los und war zufrieden. Nicht in einem Falle trafen sich die alten Nachbarn wieder.

Nun ging es an den Aufbau. Aus ganz Norddeutschland gingen Spenden ein, von weither Geld, aus den Dörfern des Kreises Baumaterial, und schon im Juli 1840 wurden die meisten Wohnhäuser fertig. Auch die Scheunen konnten die Ernte aufnehmen. Vielleicht klappte es schon damals mit der Projektierung nicht, denn es wurde im Einheitsstil gebaut: Einstöckige Fachwerkhäuser mit Ziegeldächern. Nur Schulze Bethke ließ sich als Zeichen seiner Würde ein zweistöckiges Haus bauen.

Aus den Balkensprüchen, die geschickte Zimmergesellen eingruben, klingt noch bis in unsere Zeit der Schrecken der großen Feuersbrunst von 1840 nach.

Um die sandige Dorfstraße zu befestigen, bepflanzte man sie mit acht Reihen Pappeln, an deren Stelle heute fast 900 Linden, Eichen und Kastanien getreten sind.

Auch zwischen den Scheunen, die wieder mit Stroh gedeckt wurden und das auch heute noch meistens sind, wurden Eichen gepflanzt, deren Laub im Sommer Funkenfang sein soll.

Auf diese Weise wurde Groß-Breese zu einem der schönsten Dörfer unserer Prignitz. Die saubere Dorfstraße, die gepflegten Fachwerkhäuser, die Pracht der Baumreihen erfreuen den Wanderer und den Einwohner. Hübsche weiße Bänke, die im Sommer vor den Häusern stehen, laden zur Rast ein.

Nachgetragen sei noch, daß die Schule ungefähr 1846 erbaut wurde. Die Kirche ist noch jünger, sie wurde 1879 aus eigenen Geldern der Kirchengemeinde erbaut. Leider ging beim Abbruch der alten Kirche viel wertvolles Gut verloren. So ein schönes Taufbecken, das lange zur Aufbewahrung rostiger Nägel diente und erst vor kurzer Zeit, leider stark beschädigt, in den Besitz der Heimatstube in Hinzdorf kam. Spurlos verschwunden sind 12 Tafeln eines Prignitzer Malers, die 12 Apostel darstellend. Nur die Wetterfahne des alten Kirchleins zeigt noch in unseren Tagen auf der Scheune des alten Krauseschen Hofes die Windrichtung an.

Auf der alten Dorfstelle aber wird geackert. Auf dem Friedhof aber wuchert eine üppige Fliederhecke, die unter Naturschutz steht, über den Gräbern vergangener Geschlechter. Ihre Namen finden sich noch auf den Grabsteinen, von denen einer nach dem anderen umfällt. Das ganze aber heißt heute das Alte Dorf.

Wenn der Flieder blüht, blutet einem alljährlich das Herz, dann kommen viele unverständige Menschen und brechen ganze Arme voll Fliederblüten auf dem alten Friedhof.

Sie kennen nicht das schöne Wort, das denjenigen, der Blumen bricht, zur Bescheidenheit auffordert.

Gilden und Zünfte in der Prignitz in früherer Zeit

Die Entwicklung des Handwerks geht bis in die vorgeschichtliche Zeit zurück, wie es Funde aus uralten Grabstätten verraten. Freie germanische Bauern lebten in alter Zeit in „Markgenossenschaften“, Gutshandwerker in „Hofinnungen“. Etwa um das Jahr 1100, als das Recht noch meistens ein Faustrecht der Mächtigen war, nahmen die städtischen Handwerker das alte Genossenschaftswesen ihrer Ahnen wieder auf und vereinigten sich zu einer Zunft oder Gilde. Der Name „Gilde“ ist altgermanisch und bezeichnete eine Genossenschaft zur Förderung gemeinschaftlicher Zwecke und Interessen und des Rechtsschutzes, der damals vom Staat nur in ungenügendem Maße gewährt wurde. Für das politische Leben der Städte, an deren Verwaltung sie teil hatten, waren die Zünfte nicht ohne Bedeutung. Auch die sittliche und wehrhafte Erziehung ihrer Mitglieder ließen sie sich angelegen sein. Selbst die Gerichtsbarkeit in Berufsangelegenheiten wurde von den Gildemeistern und Ältesten ausgeübt. Das für die Zünfte geltende Recht (Statuten) war niedergelegt in den Zunftrollen, auch Zunftbriefe, Amtsrollen, Schragen genannt, die von Stadtherren, Domherren oder Fürsten bestätigt waren.

Als eine der wichtigsten und angesehensten Gilden der Prignitz ist nach den Privilegienbriefen die der *Schuhmacher* in Perleberg anzusehen, im Jahre 1239 errichtet. Sie war von allen Gilden der höchste Steuerzahler mit jährlich 9 Thalern und 18 Groschen, das Dreifache z. B. der Bäcker Gilde. Als Aufnahmebedingung galten: Bürgerrecht, untadeliger Ruf und eheliche Geburt, letztere belegt durch den Geburtsbrief oder Geburtseid. In den meisten märkischen Städten standen *Tuchfabrikation* und *Tuchhandel* im Vordergrund, z. B. in Kyritz, Perleberg, Pritzwalk und Wittstock. Die Tuchmacher hießen auch Wollweber (in Perleberg die Wollweberstraße!) oder Lakenmacher, ihre Konkurrenten waren die Gewandschneider, welche die Stoffe verkauften. Das Hauptabsatzgebiet war in Lübeck (Deutsche Hansa!)

Unter König Friedrich Wilhelm I., der 1734/37 in seinen „Generalprivilegien“ mit alten Vorrechten der Zünfte aufräumte, und unter Friedrich II. bildeten sich die Gilden der Kaufleute und Krämer, die sich bisher zur Wahrung ihrer Unabhängigkeit keiner Gilde angeschlossen hatten.

In den Freiheitsbriefen der *Schneider* um die Jahrhundertwende 1500 fällt die Bannzone auf, die um jede Stadt als Schutz gegen Geschäftsbeeinträchtigung gezogen wurde. Kein Geselle durfte „schwarz“ arbeiten, Pfuscher konnten gepfändet und bestraft werden. Die Schneidermeister auf den Dörfern hießen Landmeister, besonderes Vorrecht für die Be-

setzung solcher „catastrierten“ Landmeisterstellen nach dem Handwerkerkataster vom 31. Mai 1720 besaßen die Küster und Schulmeister, die also zwei Berufe ausübten. Das Handwerk hatte damals schon goldenen Boden. Eine Rechnung aus dem Jahre 1642 für einen Anzug lautet über 35 Groschen, das entsprach dem Verdienst eines Arbeiters in 22 bis 24 Tagen.

Als Gewerbe, das nur in einzelnen Städten Bedeutung erlangte, sei noch die Zunft der *Brauer* genannt, so in Wittstock, wo es 1750 noch 108 Braustellen gab, und in Kyritz, wo das Bier den schrecklichen Namen „Mord und Totschlag“ trug! Es hatte aber desungeachtet in ganz Norddeutschland Freunde, die für ihren Durst jährlich an 600 000 Liter benötigten.

Aber mit dem einstmaligen Reichtum und dem Einfluß der Zünfte ging es nach und nach ständig rückwärts. Die Gilden hielten infolge ihrer oft starren, hemmenden Vorschriften, Absonderung der Städte untereinander, nicht Schritt mit der Ausbildung des modernen Staats- und Städtewesens und verloren deshalb ihre ursprüngliche Bedeutung. Denken wir hierbei doch nur an die einstige Macht und Größe der deutschen Hanse, dem deutschen Städtebund vom 13. bis 17. Jahrhundert. Zum Niedergang der Zünfte trug auch die fabrikmäßige Herstellung von Waren bei, so daß viele kleine Handwerker ihr Gewerbe als nicht mehr konkurrenzfähig aufgaben und in die Fabriken gingen. Die Stein-Hardenbergschen Reformen gaben im Jahre 1810 durch die Auflösung der Gilden den Zünften die Freiheit und ermöglichten den freien Wettbewerb. Eine neue Blütezeit konnten diese Maßnahmen aber nicht wieder schaffen.

Dr. A. E. GRAF

Unsere Vornamen im Wechsel der Zeiten

Ihr Ältester heißt *Fritz*, weil sein Großvater so hieß, und Nachbars *Otto* ist so getauft, weil der Name aus irgendeinem Grunde den Eltern gefallen hat. Wenn der Klang des Namens *Thomas* den Vater anspricht, ohne daß er dabei an Thomas Mann als Vorbild zu denken braucht, die Mutter aber eine ausgesprochene Vorliebe für *Gerhard* hat, dann kann auch die Namenwahl nach formalem Gesichtspunkt zu einem Familienproblem werden.

Meine Nichte heißt *Irma*, weil die Frau Mama den Namen hübsch gefunden hat und selten dazu, meines Nachbars Mädels trägt den Namen *Angelika*, denn der klingt nicht nur schön, er ist auch neu und apart.

Die Namenwahl wird also zumeist bestimmt durch Tradition, Wohllaut und — Mode. Nur wenige fragen sich nach der Bedeutung des Namens, den sie

ihrem Kinde als Begleiter mit auf den Lebensweg geben. Erfreulicherweise ist heute, wenigstens unter der Jugend, das Interesse für Bedeutung und Herkunft eines Namens recht rege.

Von den obigen sechs Taufnahmen sind vier altdeutsch: *Fritz*, ein Kurzname zu Friedrich; *Otto* von *Ottokar* oder *Ottomar*, etwa ‚Stammsitzhüter‘ oder ‚berühmter Besitzer‘; *Gerhard* = der Speerstarke; *Irma*, Kurzform für *Irmgard* = Irmin, ein germanischer Kultname + *gard* ‚Heim‘. *Thomas*, hebräisch, bedeutet Zwilling, *Angelika*, griechisch mit ital. Endung, bedeutet ‚die Engelgleiche‘.

Im Altertum, besonders schön sichtbar im Griechischen, gab es sinnvolle Namen, deren Bedeutung dem Träger vollbewußt war. Der Name stand in Beziehung zu Gott, so *Theodor* (griech.) ‚Geschenk Gottes‘, *Johannes* (hebr.) ‚Jehova ist gnädig‘; oder er sollte ein Ideal, eine gewünschte Eigenschaft andeuten, wie z. B. im Namen *Sophokles* (griech.) ‚durch Weisheit berühmt‘, oder *Alexander* (griech.) ‚der Männer abwehrt‘.

Die alten germanischen Personennamen (PN) waren zweigliederige Vollnamen, die schon sehr früh zu kurzen Rufnamen werden konnten. So wurde z. B. *Arnhold* ‚waltender Adler‘ abgekürzt zu *Arno*, *Gerohard* zu *Gero*, *Willohelm*, ‚williger Beschützer‘ etwa, zu *Willo*, *Dietorich* ‚Volksheerrscher‘ zu *Dieto*, *Amalawintha*, *Amalberga* ‚Retterin der Amaler‘ zu *Amal(ie)* u. a. m.

Die Sinnestiefe der altdeutschen PN ist uns nicht mehr gegenwärtig. Obwohl Mut unseren Vorfahren als oberste Tugend galt, so schätzten sie doch auch andere sittliche Werte sehr hoch, wofür der reiche Schatz alter und veralteter PN ein sprechender Beleg ist.

Hildebrand, *-bert*, *-gard*, *Helmut*, *Hildrun*, *Hilde* sind abgeleitet von *hilt* ‚Kampf‘, in *Hartwig*, *Hedwig* steckt das alte *wig* ‚Kampf‘, in *Gerhard*, abgekürzt *Gerd*, ebenso in *Gernot* ‚Speerschwinger‘, *Gertrud*, *Gerlinde* entdecken wir unschwer den *ger*, den leichten Speer.

Edle Gesinnung erwartet man von den Trägern der Namen *Adalbert*, *Adolf*, *Adelheid*, Klugheit von *Reinhard*, älter *Raginhard* ‚der Ratsstarke‘, *Reinhold*, *Rainer*, *Reingart*; kühner Wille soll sich in *Willibald* bewahrheiten, Hilfsbereitschaft in *Helferich*, Kraft und Mut in *Hartmut*, *Meinhard*, *Mechtild* = *Mathilde*, *Richard*; Lebensfreude legten die Eltern den Kindern in die Wiege, wenn sie ihnen Namen gaben wie *Spiligern*, *Lustrich*, *Singifred* u. a.

Die bis zum 15. Jahrhundert auch in der Prignitzer Landbevölkerung festverwurzelten altdeutschen Taufnahmen wurden allmählich durch kalendermäßige PN lateinischen, griechischen oder hebräischen Ursprungs verdrängt. In der vornehmen Welt waren fremde Namen bereits im 8. und 9. Jahrhundert Mode geworden. Wir finden da einen *Augustus*, *Johannes*, etwas später einen *Christianus* ‚Bekenner Christi‘, eine *Elisabeth* u. a.

Dürfen wir bei Betrachtung der antiken Namen vielleicht nur von der Beliebtheit dieses oder jenes Namens reden, so sind für das späte Mittelalter schon richtige Modenamen nachweisbar, und es ließ sich ein internationaler Austausch von Vornamen beobachten. Wenn der deutsche Bauer sich dem Brauch, christliche Vornamen zu wählen, nicht verschloß, so war das weniger auf kirchliches Gebot zurückzuführen als vielmehr auf die zunehmende Verbreitung der Heiligenverehrung. Erleichtert wurde der Siegeszug der Fremdnamen durch ihre Eindeutschung und Vereinfachung. So wurde *Matthäus* (hebr.) ‚Gabe Gottes‘ in deutschem Munde bald zu *Matthias*, *Mattes*, *Matz*, *Hiesl*; *Joseph* ‚Gott mehrt‘ zu *Josel*, *Jupp*, *Sepp*; *Joachim* ‚Jehova richtet auf‘ zu *Jochen*, *Juch*, niederdeutsch *Achim*, *Chim*; *Johannes* entwickelte sich zu *Johann*, *Joans*, *John*, *Janz*, *Hannes*, *Hans* u. a.

Wurde der Täufling nun in der Regel einem Schutzheiligen anvertraut, erhielt er den Namen *Martinus* (11. Nov.), *Andreas* (4. Febr., 30. Nov.), *Antonius* (13. Juni), *Ägidius* (1. Sept.), *Barbara* (4. Dez.) usw. Doch die altdeutschen Namen verschwanden nicht gänzlich, wenigstens die männlichen nicht. Erst in neuester Zeit besinnt man sich wieder auf Wert und Wohlklang der alten Frauennamen. Es ist bezeichnend, daß damals so gut wie heute die Mädchennamen in viel höherem Maße der Mode unterlagen als die Knabennamen, von denen die meisten zeitbeständig sind. Weitaus an der Spitze solcher unverwüstlichen Männernamen steht der altfränkische PN *Karl*, bei den Merowingern beliebt und heute gebräuchlich.

Bei einer Namenszählung, die in Wien um 1900 vorgenommen wurde, marschierte auch *Karl* an der Spitze, bei den Mädchen waren es *Marie* und *Anna*. *Karl* bedeutet (freier) Mann, *Marie* — die Widersetzliche, *Anna* — Gnade.

Zum weiteren eisernen Bestand der Prignitzer Männernamen gehören noch *Otto*, *Erich*, *Ernst*, *Fritz*, *Willy*, *Heinz*, *Klaus*, *Hans*, *Walter* u. a.

Im Zeitalter des Humanismus führten sich bei uns ein: *Erasmus* ‚der Lebenswürdige‘, kurz *Asmus*, *Leo*, *Claudius*, *Victor*, *Julius*, *Sabine* ‚die Sabinerin‘ u. a.

Eine ungleich stärkere Wirkung auf die Namengebung hatte die Reformation. Der protestantische Norden bevorzugte alttestamentliche Namen, während er unbiblische Heiligennamen ablehnte. Bis ins 19. Jahrhundert hinein behaupteten sich *Daniel* ‚mein Richter ist Gott‘, *David* ‚Liebling‘, *Ephraim* ‚der Fruchtbare‘, *Jonathan* ‚Gott hat's gegeben‘, *Salome* ‚die Friedfertige‘. Bis in die neueste Zeit hat sich allein *Eva* behauptet, daneben die Ableitung *Eveline*. *Eva* bedeutet ‚Leben‘.

Der seit dem frühen Mittelalter überaus beliebte Taufname *Elisabeth* (‚welcher Gott schwur‘) hat sich in vielen Abwandlungen als lebensfähig erwiesen: *Elise*, *Elisa*, *Elsabe*, *Elsbeth*, *Lisbeth*, *Liesel*, *Lieschen*, *Liese*, *Elsa*, *Else*, *Elli*, *Lilli*, *Betti*, *Bettina*, spanisch *Isabella*, ungar. *Erszebet* u. a.

Im 17. Jahrhundert kamen französische Mädchennamen in Mode. Man fand Gefallen an *Henriette* (zu Henri = Heinrich), berlinisch *Jette*, *Charlotte* (zu Charles = Karl), kurz *Lotte*, *Louise* (zu Louis = Ludwig), *Jeanette* (zu Jean = Johann), vulgo *Nette*, *Adelaide* (= deutsch Adelheid). Die Mehrzahl der angeführten PN sind, wie ersichtlich, deutsche Namen in französischer Form.

Um 1700 kam in deutschen Landen die Unsitte auf, beliebige männliche Vornamen in weibliche zu verwandeln: *Albertine*, *Adolfine*, *Ernestine*, *Christiane*, *Caroline*, *Pauline*, *Wilhelmine*, *Friederike*, *Auguste* u. a.

Einmal in den Händen der Gelehrten, trieb die *-ine*-Mode absonderliche Blüten. Im Streben nach ‚natur- und vernunftgemäßen Formen‘ gelangte man zu Bildungen wie *Helmine*, *Amaline* (die Fleckenlose), *Artigine* (die Artige), *Blumine* (lat. Flora), *Freudine*, *Lustine*, *Sanftina* und ähnlichen Kuriosa. Auch *Adolfa*, *Bruna*, *Christa*, *Alberta*, *Paula* u. a. errangen — die meisten nur zeitweilig — Beliebtheit.

Im 18. Jahrhundert ist der deutsche Norden von der biblischen Tradition beherrscht. Weitaus an erster Stelle der Taufnamen steht *Johannes*, der Name des Täufers, wofür auch die Taufregister der Prignitzer Gemeinden ausreichende Belege bieten.

Neben diese biblischen Vornamen treten seit etwa 1700 deutsche Namen, in denen das Streben der Zeitgenossen nach einer tieferen Frömmigkeit zum Ausdruck kommt. Das Kind sollte durch seinen Namen an den Schöpfer aller Dinge erinnert werden. (Ähnliche, wenn auch nicht so gefühlsmäßige, theophile Namen bot uns schon die Antike.) *Gotthold*, *Gottfried*, *Gottlieb*, *Fürchtegott*, *Gotthard*, *Traugott*, *Christlieb*, *Leberecht* und ähnliche, aus deutscher Volkskraft neugeschaffene Namen füllen die Taufregister jener Zeit.

Der Kyritzer Friedhof weist einen einzigen *Gottlieb* auf (latein. Amadeus, griech. Theophilos) und einen *Christlieb*, geb. 1887.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden einzelne englische Taufnahmen auf deutschem Boden heimisch: *Harry*, *Betty*, *Edward* ‚Besitzeshüter‘, *Ellen*, Kurzform für *Elinor* oder *Helene* ‚die Leuchtende‘, *Edith* ‚Kämpferin um ihren Besitz‘, *Edgar* ‚Besitz‘ + ‚Speer‘. *Edith* vor allem hat ihre Beliebtheit auch in der Neuzeit behauptet: In Kyritz achtmal, in Putlitz viermal notiert. Altdeutsche Frauennamen erlebten gegen Ende des 18. Jahrhunderts eine vorübergehende Auffrischung durch die Ritterpoesie. *Adelheid* und *Mathilde* wurden beliebt, die *Emma*- und *Bertha*-Mode hingegen war kurzlebig. *Emma* enthält wie *Irma* das Wort *Irmin*, *Bertha* besagt ‚die Glänzende‘.

Dank der Romantik gewannen wieder alt-, ja „urdeutsche“ Vornamen an Geltung. *Hermann* und *Thusnelda*, ‚die Kraftvolle‘, wurden zu Nationalnamen, *Siegmund* und *Friedmund* ‚Friedensschützer‘ boten sich an, *Armgard* und *Gisela* fanden Anklang.

Während dem Geschmack des Spätbarocks die Dreinamenmode entsprach: *Christiana Theresia Ludowika*, oder *Johann Christoph Friedrich* Schiller, setzte sich in der Zeit der Aufklärung der Zweinamentypus durch: *Gotthold Ephraim* Lessing, *Johann Wolfgang*, bei den Franzosen *Claude Robert* oder *Jean Frederic*. Heute ist die Einnamigkeit Regel, wenn auch nicht Gesetz: *Inge*, *Horst*.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts machte sich nicht nur ein ethischer (Leberecht, Fürchtegott) und nationaler (Hermann, Brunhild) Gesichtspunkt geltend, auch Vornamen prominenter Persönlichkeiten und solche von Romanhelden wurden vielfach zu Modenamen. Wir nennen: *Wilhelm*, *Friedrich*, *Otto* (v. Bismarck), *Helmut* (v. Moltke), *Oswald*, *Siegfried*, *Elsa*, *Irene* (Wagners Opern), *Werner* (v. Scheffel), *Erika* (aus Scheffels und W. Jensens Romanen), *Karl-Heinz* (um 1900 nach „Alt-Heidelberg“).

Der in der Prignitz bodenständige Name *Joachim* verdankt seine Verbreitung vielleicht den Kurfürsten von Brandenburg, die diesen Namen trugen. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1556) hießen von 339 Hausbesitzern der Stadt Pritzwalk 22 *Joachim*, 107 *Achim*; in weitem Abstand folgte *Hans* (47).

Hundert Jahre später dominieren in der Prignitz immer noch *Achim*, *Hans* und *Claus*; zu den häufigen PN gehören auch *Clas*, *Chim* (für *Joachim*), *Jürgen*, *Jesper*, *Hinrich*, *Kersten* + *Christian*, *Matthies* + *Thies*, *Asmus*.

In den Prignitzer Kirchenbüchern gehören nach 1900 die Namen *Christian*, *Joachim*, *Johann* zu den Seltenheiten. Vergleichen wir diese Erscheinung mit der Namengebung in der Prignitz nach dem 30jährigen Kriege, so werden wir mit Bedauern erkennen, daß auch die Auswahl der Vornamen in jener armen Zeit sehr dürftig war. In der Gemeinde Gumtow hatten von 14 Männern 6 den Namen *Jochim*, in Drewen von 21 — 9, in Wutike von 12 — 6. In Blandikow gab es 5 *Peter* unter 11 Einwohnern, in Viesike hießen von 15 Dorfgenossern 6 *Hans*. Immer die gleichen Namen, voran *Joachim* und *Johann*.

Um 1800 konnte der Name *Johann* seinen Anteil an der Gesamtzahl der Männernamen beträchtlich steigern, so daß bald jeder zweite Täufling ein *Johann* war. Unter den in Putlitz und den Nachbargemeinden aufgebotenen Brautpaaren der Jahre 1820—35 betrug der Anteil des PNs *Johann* sogar mehr als die Hälfte. Schon damals aber waren Stimmen zu hören, *Johann* habe einen „bedientenhaften“ Klang.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts sah das Bild so aus: Von den 500 Taufnamen der Jahre 1848—64, die Kyritzer Söhne erhielten, hatte *Karl* den weitaus stärksten Zuspruch (233); *Friedrich* sollten 100 Knaben heißen, *Wilhelm* 62, *Johann* 40. Die spärliche Nachhut bildeten *Otto* (7), *Gustav* (6), doch *Gustav Adolf* 8, *Fritz* (2), ein Neuling, *Gottlieb* (2), *Traugott* (1), *Hans* (1) u. a.

Im selben Zeitraum wurden 177 Mädchen auf den Namen *Marie* getauft, 84 hießen *Minna*, 82 *Auguste*, 50 *Anna-Anne*, 44 *Friederike*, 31 *Wilhelmine*, 21 *Caroline*, 9 *Charlotte* — *Lotte* war schon unbeliebt, *Amalie* 2. Dieser letzte Name, bei Schiller noch ein Edelname, galt vor hundert Jahren in Rußland als typisch für eine deutsche Hausfrau, obgleich er schon damals veraltet war.

Bei der Übersicht über die Mädchennamen im 19. Jahrhundert fällt auf, daß die in früheren Zeiten so beliebte *Catarina*, desgleichen *Elisabeth*, *Margreta* und *Dorothea* nur eine bescheidene Rolle spielen.

Die meisten Täuflinge erhielten immer noch zwei Namen (nicht Doppelnamen); wobei der zweite Name gewöhnlich von der Taufpatin übertragen wurde: *Anna Auguste*, *Catarina Sophia* usw. Heute heißt man gern *Anne-gret*, *Anneliese*, *Marielies* usw.

Minna, Kurzform für *Wilhelmine*, gehörte seit etwa 1850 zu den meistgewählten Mädchennamen, an der Schwelle des 19. Jahrhunderts aber schwindet ihr Zauber, denn zu oft hießen Hausfrau wie Stubenmädchen *Minna*.

Auch die hohe Zeit für *Anna* ist vorüber; im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts meldet sich *Anna* noch 25mal in Kyritz, 15mal in Putlitz, während *Marie* nur noch dreimal in Erscheinung tritt. *Minna* hat sich 12mal ins neue Jahrhundert hineingewagt.

Lassen wir die Grabsteine des Kyritzer Friedhofes zu Worte kommen, so erfahren wir, daß (bis 1900) von fast 700 Inschriften 83 *Anna* zeigten, 70 *Minna*, je 62 *Wilhelmine* und *Marie*, 45 *Emma*, 20 *Else* und *Elisabeth*.

Über die aus der Mode kommende *Emma* scherzte schon Chr. Morgenstern: „Die Möwen sehen alle so aus, als ob sie *Emma* hießen.“

Weiter verrät uns der Friedhof, daß etwa jeder 10. Grabstein einen *Fritz* aufweist, jeder 15. einen *Otto*, jeder 20. einen *Willy* oder *Wilhelm*.

Das neue Zeitalter, unser Jahrhundert also, hat, wie es scheint, eine neue Geschmacksrichtung in der Namengebung mit sich gebracht. Man meidet abgenutzte, gewöhnliche PN und bevorzugt seltener gebrauchte deutschstämmige Namen wie z. B. *Erich*, *Ernst*, *Gerhard*, *Walter*, *Wolfgang*, oder *Erna*, *Erika*, *Herta*, *Irmgard*, *Hildegard*.

Nach dem Ersten Weltkriege wird die Auswahl altdeutscher Namen reicher, und in den 30er Jahren setzt sodann, getragen von einer pseudonationalen Welle, die Suche ein nach betont germanischen Vornamen. Es läßt sich die alte Vorliebe für Kurznamen beobachten: *Bernd*, *Gerd*, *Lutz* (Ludwig), *Max* (Maximilian), *Rolf* (Rudolf), *Wolf*, *Ulf*, *Heinz* (Heinrich), oder *Else*, *Ilse*, *Hilde*, *Inge(-borg)*, *Dora*, *Rita* (Margarita). Taufnahmen werden zu bequemen Rufnahmen vereinfacht.

Andererseits ist schon seit den 20er Jahren eine ausgeprägte Vorliebe für Kombinationen aus zwei PN zu verzeichnen, und solche Doppelnamen

schreibt man zusammen: *Karlheinz, Hansjürgen, Hanswerner*, oder *Hannelore, Marianne, Anneliese* usw.

Heute steht den Namengebern eine viel reichere Auswahl zu Gebote, als das vor 1900 der Fall war, da sich bei der Namenwahl eine gewisse Monotonie beobachten ließ. Vor hundert Jahren deckten 10 männliche und etwa ein Dutzend weibliche Vornamen vollauf den Bedarf; Einzelgänger waren selten. Sehen wir uns heute in einer beliebigen Schule das Verzeichnis von 100 Schülern, sagen wir, des Jahrgangs 1939 an, so finden wir da 35—40 verschiedene Jungennamen, obenan *Manfred, Horst, Dieter, Klaus, Günter, Siegfried, Gerhard*, fast alle deutschen Stammes. Unter 100 Mädchennamen in einer beliebigen Schule lassen sich mehr als 40 verschiedene Namen finden, deren häufigste *Christa, Ingrid, Gisela, Ursula, Rosemarie* sind. Zwei Fünftel der Vornamen sind fremdländisch. Ihres Wohlklangs wegen erweisen sich antike Namen heute als begehrt: *Angelika, Veronika, Melitta, Monika, Kornelia* u. a.

Für das Aufkommen skandinavischer Namen läßt sich anhand der Taufbücher und der Geburtenregister der Standesämter die Zeit genau angeben. So verzeichnet Pritzwalk z. B. den Namen *Sigrid* schon 1918, Kyritz 1929, Putlitz 1935 und die Landgemeinden, soweit ich mich informieren konnte, seit 1941. *Ingrid*, als Name heute ein ausgesprochener Favorit, erscheint in Pritzwalk 1928, in Kyritz 1930, in Putlitz 1935, in Rehfeld 1943. *Karin* ist seit 1935 bekannt, *Astrid* seit 1944, *Olaf* standesamtlich schon 1941, im Taufregister 1953.

Der Neigung mancher Eltern, ihrem Kinde einen aparten, einmaligen Namen zu geben, damit es von der Masse der Altersgenossen absteche, der Neigung könnte der Standesbeamte als Berater entgegentreten und die Wahl der Eltern auf die Tausende vorhandener deutscher oder fremder Vornamen lenken, sie von nichtssagenden Neubildungen abhaltend. Begegnen uns doch Namen wie *Gonda, Burgit* (statt *Birgit?*), *Dita, Birka, Karina* (?), *Harm, Ube* (?), *Gilda, Ria* . . . Alle standesamtlich belegt.

Die neuzeitlich denkende Mutter in Lauchhammer, die im Oktober vorigen Jahres Vierlinge zur Welt brachte, nannte ihre Kinder natürlich *Roswitha, Heidlinde, Regine, Frank*.

Daß heute manche Namen dem Film entnommen sind, soll uns nicht weiter wundern: *Angela, Pietra, Daniele, Marina, Manina, Bettine* und ganz weit vorn *Romy!* So registriert in Unterfranken.

Ein Vater meldete seine Tochter als *Petersilie* an, was ihm der Standesbeamte ausredete, *Jasmin* aber ging durch. Duftig.

(Fortsetzung folgt)

Das Heft enthält:

	Seite
Dr. Paul Viereck: Naturschutz im Kreise Perleberg	97
Guido-Wolf Günther: Unsere Störche im Volksglauben, in Sitte und Sage	101
Hermann Giese: Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge	104
Johannes Becker: Wie die Guhlsdorfer ein geschichtliches Geheimnis zu lösen glaubten	108
Ernst Stadkus: De Appelbom (Gedicht)	110
Willi Westermann: Vom Zimmermann und Baumeister in der Cumloser Vogelwelt	111
Will Anders: Die Franzosen in Kyritz	114
Hans Koch: Ein ganzes Dorf zog um!	118
Wilhelm Porep: Gilden und Zünfte in der Prignitz in früherer Zeit	121
Dr. A. E. Graf: Unsere Vornamen im Wechsel der Zeiten	122

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Straße 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: „Morgen an der Karthane bei Groß-Leppin“, Foto: Seeger

Aprilheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 180-57 - 6477



Foto: Reinhard Sauer

Frühling an der Stepenitz